



FEDERHERZ  

---

VERLAG



CATALINA  
CUDD

KISS  
&  
SWALLOW

KISS & SWALLOW  
Reapers of Sothom Band Eins

Originalausgabe  
Veröffentlicht im Federherz Verlag, Wipperfürth, 2025

Copyright  
© 2025 Federherz Verlag  
Alle Rechte vorbehalten.

Cover und Umschlaggestaltung: Nikolina.Designs, Federherz Verlag  
Satz: EverlyRose.Grafikdesign, Federherz Verlag  
Farbschnitt 1. Auflage: EverlyRose.Grafikdesign, Federherz Verlag  
Verwendung von Bildlizenzen aus Shutterstock, Freepik, Rawpixel  
Lektorat: Blaustift Lektorat & Korrektorat, Federherz Verlag  
Korrektorat: Michelle Giffels

Druck und Bindung: FINIDR, s.r.o., Český Těšín  
Bestellung und Vertrieb: logiXperts GmbH, Geretsried

ISBN: 978-3-911505-77-2

Federherz Verlag GmbH  
Leiersmühle 10  
51688 Wipperfürth  
info@federherzshop.de  
www.federherzshop.de  
Instagram: @federherz.verlag

*Dieses Buch widme ich allen,  
die nicht müde wurden, mir zu predigen: »Such dir verdammt noch  
mal eine anständige Arbeit oder krieg wenigstens ein paar Kinder!«*

*Das habt ihr jetzt davon.*



## *Content Note*

Bevor ich dich in die Dunkelheit mitnehme und den REAPERS OF SOTHOM ausliefere, muss ich dir eine Warnung mitgeben: Vieles, was in diesem Roman geschieht, ist im realen Leben absolut nicht in Ordnung!

Wenn du sensibel auf bestimmte Themen reagierst oder grundsätzlich nicht mit zutiefst unmoralischen, toxischen oder verstörenden Verhaltensweisen in Berührung kommen möchtest, dann lautet mein eindringlicher Rat: Leg dieses Buch bitte weg.

JETZT.

Denn auch wenn es sich um eine fiktive Geschichte handelt, solltest du die Macht des geschriebenen Wortes niemals unterschätzen.

Aber du bist hier, weil du dem Sog der Dunkelheit nicht widerstehen kannst, nicht wahr?

Du bekommst Dunkelheit. Du bekommst Hass, Rache, hilflose Wut, kranke Begierde, Schmerz und Tränen und sehr, sehr dumme Entscheidungen. Du bekommst böartige, grausame, kaputte Männer, die unverzeihliche Dinge tun werden. Du wirst sie aus tiefstem Herzen verabscheuen und mich höchstwahrscheinlich auch.

Doch der Ausflug in die Unterwelt von Sothom wird auch von dir seinen Tribut verlangen:

Du wirst dich vielleicht der schmerzhaften Erkenntnis stellen müssen, dass du gar nicht mehr ans Licht zurückkehren möchtest. Denn in der Finsternis kann niemand deine eigenen Abgründe sehen, die du nun nicht länger verstecken musst.

Dark Thriller Romance; empfohlen für Leser ab 18.

---

Kenne deine Grenzen. Lies verantwortungsvoll.

Dieser Roman enthält Schilderungen und Themen, die auf manche Leser abstoßend oder traumatisierend wirken können. Lies diese Reihe nicht, wenn du mit folgenden Inhalten ein Problem hast:

Körperliche und seelische Gewalt, Alkohol- und Drogenkonsum, Selbstverletzung, explizit geschilderte Gewalt, expliziter Spice, vulgäre Sprache, Erbrechen, sexuelle Nötigung, Vergewaltigung/sexualisierte Gewalt, Mord, Blut, organisiertes Verbrechen, Sexismus, Misogynie

Erwähnt wird: Depression, psychische Krankheiten, Verlust/Trauer, Menschenhandel



## KAPITEL 1

# *Federica*

*Zwei Jahre zuvor*

» **W**ach auf!« Jemand rüttelt an meiner Schulter.  
»Komm schon! Wir müssen verschwinden!«  
Von einer Sekunde zur nächsten bin ich hellwach. Ich nuschle nicht verschlafen ›Was'n los?‹. Ich wälze mich nicht herum und vergrabe auch nicht mein Gesicht im Kissen. In meinem Verstand wird sofort der Schalter auf Betriebsmodus umgelegt und ich setze mich auf. Ein Reflex, den ich mir über die Jahre angewöhnt habe – nicht grundlos.

Meine Mutter zieht die Bettdecke fort. Kälte streicht über meine bloßen Gliedmaßen. »Hoch mit dir! Pack nur das Nötigste ein. Sie sind schon auf dem Weg hierher.« Sie schaltet die Lampe aus buntem Glas auf dem Nachttisch an, die eine hängende Lilie darstellt. Ein unfassbar kitschiger Gegenstand, den ich trotzdem sehr mag.

Ich streiche meine zerzausten rotbraunen Haare aus dem Gesicht, schwinde die nackten Füße auf den angenehm beheizten Fußboden und wünsche, ich könnte die Wärme noch ein wenig länger genießen. Doch meine Mutter hat bereits meinen Rucksack entdeckt, der an der Lehne meines Schreibtischstuhls hängt, und

wirft ihn mir zu. »Nur das Allernötigste«, wiederholt sie und hastet zum Fenster, um den Vorhang ein winziges Stück zu öffnen und auf die nächtliche Straße zu spähen.

Ich habe gelernt, in solchen Momenten keine Fragen zu stellen. Dafür ist später noch Zeit. Hastig ziehe ich mich an – Jeans, T-Shirt, meinen übergroßen, warmen Lieblingspullover – und stopfe Unterwäsche, weitere Pullover, meine Lederrolle mit dem Schnitzwerkzeug und zwei ungelesene Taschenbücher in den Rucksack.

Ich will gerade mein Tablet in das gepolsterte Fach des Rucksacks schieben, da dreht sie sich zu mir um. Mein Blick fällt auf ihr Gesicht. Sofort erstarre ich mitten in der Bewegung. »O Gott, was ist passiert?«, flüstere ich.

Für einen winzigen Moment glaube ich, eine Fremde vor mir zu haben. Nicht wegen der Platzwunde am Kinn, die sie vor mir zu verbergen versucht. Auch nicht, weil sie leichenblass ist und ihre Augen wie riesige Löcher wirken. Ihre Lippen zittern, auf ihrer goldfarbenen Bluse sehe ich einige rote Flecken, das linke Ohrläppchen ist durchgerissen. Vor einigen Stunden hing noch ein tropfenförmiger Diamant daran. Ihr sonst so akkurat frisiertes Haar sieht aus, als hätte sie sich auf dem Boden gewälzt. Ihre elegante Stoffhose ist am Knie eingerissen und schmutzig.

Doch es ist der Ausdruck auf ihrem Gesicht, der mir einen Mordsschrecken einjagt.

Meine Mutter hat Todesangst.

Diese Erkenntnis schnürt mir die Kehle zu. Sie hat nie Angst. Nie. Es gibt nur eine einzige Sache im Leben, auf die ich mich verlassen kann: Nichts und niemand kann diese starke Frau jemals einschüchtern.

Dachte ich.

»Dein Tablet muss hierbleiben«, sagt sie, meine Frage ignorierend, und nimmt mir das Gerät aus der Hand.

»Dein Ernst? Weißt du, wie lange ich für dieses Ding gespart habe?« Ich weiß, dass ich mich wie ein quengelndes Kind anhöre, aber der Schock sitzt tief in meinen Eingeweiden. Die lange Narbe

auf der Innenseite meines Ring- und Mittelfingers beginnt zu jucken, was nie ein gutes Zeichen ist.

»Tut mir leid, aber sie könnten es orten.«

»Wer sind *sie*? Verdammst, was hast du getan?«, frage ich, während ich meine Sneakers schnüre. »Du hast versprochen, dass du nie wieder ...«

»Nicht jetzt, Süße, bitte«, zischt sie und schaltet die Nachtschlampe aus. Über die Magnolie im Vorgarten streichen Scheinwerferlichter; meine Mutter erstarrt. Das Fahrzeug fährt weiter, doch sie bleibt angespannt und nervös.

»Kommen wir wieder hierher zurück?« Seit einem Jahr ist dieses Apartment unser Zuhause. Sie hat gesagt, dass wir bleiben werden. Für immer. Es gefällt mir hier, auch wenn es keine sehr große Wohnung ist. Verdammst, ich habe sogar schon Zukunftspläne geschmiedet! »Mom? Kommen wir zurück?«

Statt zu antworten, huscht sie aus dem Zimmer. Ich höre ihre leisen, schnellen Schritte in der stockdunklen Diele.

Schnell greife ich nach meinem Rucksack, zögere dann und schaue mich um. Von den Regalen blicken mich meine geschnitzten Figuren stumm an. Das Kribbeln der Narbe an meinen Fingern verwandelt sich in ein unerträgliches Brennen und eine dunkle Vorahnung befällt mich: Wir werden nicht zurückkehren.

Verstohlen schaue ich zur Zimmertür, bevor ich auf die Knie falle und das zerbeulte Blechkästchen unter dem Bett hervorhole. Es ist etwa so groß wie eine Zigarrenschachtel und wird von einem breiten Gummiband zusammengehalten, auf dem Deckel ist ein Bild von Rotkäppchen und dem bösen Wolf zu sehen. Ich stopfe das Kästchen tief in den Rucksack, bevor ich in die Diele husche und meine flauschige Kunstfelljacke von der Garderobe pflücke.

Meine Mutter hat die Wohnungstür einen Spaltbreit geöffnet und lauscht in den stillen Hausflur. Es ist mitten in der Nacht; sämtliche Nachbarn schlafen tief und fest.

»Ich habe mein Auto in der Einfahrt der Bäckerei gegenüber abgestellt«, wisperst sie, während wir leise das Haus verlassen.

»Wo warst du heute Abend?«

Ohne mir zu antworten, hastet sie über die leere Straße, die nur unzureichend von einer einzelnen Laterne beleuchtet wird. Ich muss rennen, um zu ihr aufzuschließen. Sie hat lediglich ihre kleine Handtasche von Hermès bei sich. Nicht einmal ihren neuen Kaschmir-Mantel hat sie sich angezogen, obwohl es frostig kalt ist.

Wir tauchen in die Dunkelheit der unbeleuchteten Hofeinfahrt neben der Bäckerei ein. Niemand außer uns ist zu hören oder zu sehen; kein Motorengeräusch nähert sich. Sie drückt die Fernbedienung am Schlüsselanhänger und zuckt zusammen, als die Scheinwerfer ihres Zweisitzers bestätigend aufleuchten.

»Warst du heute Abend bei Onkel Luther?«

Luther ist ihr älterer Bruder, aber ich habe ihn noch nicht kennengelernt. Bis vor Kurzem habe ich nicht einmal gewusst, dass er existiert. Bevor wir das Apartment bezogen haben, hat sie nie auch nur ein Wort über ihn verloren.

Nun, sie redet auch nicht über weitere mögliche Verwandte.

Mein ganzes bisheriges Leben war ich überzeugt, dass unsere Familie nur aus meiner Mutter und mir besteht. Meine Großeltern sind tot, mein Vater wird nie erwähnt, außer im Zusammenhang mit dem Wort *Arschloch*, und Geschwister habe ich keine. Plötzlich ploppte da ein Onkel auf, von dessen Existenz ich nichts gewusst habe. Doch bevor ich auch nur einen Blick auf ihn erhaschen kann, sind wir auf der Flucht.

Dabei hat sie mir hoch und heilig versprochen, dass das nie wieder geschehen würde.

»Fahren wir zu ihm?«, frage ich. »Zu Onkel Luther? Ich würde ihn gern endlich kennenlernen.«

»Jetzt nicht. Steig ein!«

Ich renne zur Beifahrerseite, während der Motor bereits läuft. Sie schaltet die Scheinwerfer nicht ein. Langsam rollt sie aus der Einfahrt, schaut sich mehrmals nach allen Seiten um, bevor sie aufs Gas drückt. Ich sehe nichts Ungewöhnliches, als wir die stille Straße hinunterrasen, aber ihre Finger umklammern das Lenkrad so fest, dass die Knöchel wie weiße Kiesel in der Dunkelheit leuchten.

»Wohin fahren wir?«, frage ich nach einer Weile angespannter Stille, in der sie das Auto durch ein Geflecht aus Seitenstraßen lenkt, hinaus aus der beschaulichen Kleinstadt, in der ich mich so wohl gefühlt habe.

Die ich als mein Zuhause bezeichnet habe.

Als sie nicht antwortet, platze ich zornig heraus: »Du hast es versprochen! Du hast versprochen, dass wir für immer hierbleiben werden. Dass es vorbei ist!«

Sie wirft einen Blick in den Rückspiegel. »Es *ist* vorbei, Rica. Diesmal geht es um etwas ganz anderes.«

»Ach ja? Für mich sieht das hier aber wie eine Flucht aus. Vor wem hauen wir diesmal ab? Wen hast du jetzt übers Ohr gehauen?«

»Niemanden!«, faucht sie. »Ich habe dir doch gesagt, dass ich den Job an den Nagel gehängt habe. Das war die Wahrheit.«

»Kann Onkel Luther uns nicht helfen?«

»Halt meinen Bruder aus der Sache raus.«

»Ich weiß doch überhaupt nicht, um welche Sache es geht.«  
Eilig schnalle ich mich an, als der Wagen um eine Kurve schlingert.  
»Weiß er, womit du dein Geld verdienst hast?«

»Gottverflucht, Rica. Sei *still!*«

Das bedeutet wohl Nein.

Wahrscheinlich ist mein mir unbekannter Onkel ein spießiger Moralapostel, der sich für seine Schwester schämt. Sie hat ihn nur einige Male besucht, und das auch höchst widerwillig. Es sieht nicht so aus, als würden wir in absehbarer Zukunft eine große, glückliche Familie werden.

Statt auf die Schnellstraße zu fahren, lenkt meine Mutter ihr Coupé über dunkle Nebenstraßen. Ich drücke meinen Rucksack an die Brust und schaue in den Seitenspiegel, ob uns jemand folgt. Dabei weiß ich nicht einmal, wonach ich Ausschau halten soll.

Es ist nicht das erste Mal, dass wir mitten in der Nacht aus einer Stadt fliehen, doch sie hat es bisher immer wie ein großes Abenteuer aussehen lassen. Weil es genau das für sie war: ein aufregendes Spiel, aus dem sie grundsätzlich als Siegerin hervorging. Nie habe ich sie verängstigt erlebt. Sie wusste genau, was sie tat.

Und wir wurden nie erwischt.

Jetzt sind wir wieder auf der Straße, doch diesmal ist alles anders.

Denn diesmal hat meine Mutter echte Angst.

Eine unsichtbare Schlinge legt sich um meinen Hals und schnürt mir langsam die Luft ab. Meine Hoffnung auf ein normales Leben zerbricht lautlos, und mit ihr auch meine Zukunftsträume, die ich mir so lange nicht auszumalen gewagt habe. Ein Schulabschluss, ein anständiger Job, Freunde, Partys und ein richtiges Zuhause ... Ganz normale Dinge, die fast mein ganzes Leben lang unerreichbar waren. Bis wir hierhergezogen sind und plötzlich alles in greifbarer Nähe schien.

Ich habe es satt, mitten in der Nacht von meiner Mutter geweckt zu werden und die geflüsterten Worte zu hören: >Wir müssen von hier verschwinden.<

So satt, ihr leises Lachen zu hören, wenn wir in ihrem Auto aus der Stadt rasen. >Was für ein Trottel! Er hat sämtliche PIN-Nummern seiner Konten auf einem Zettel in seiner Schublade notiert.<

So satt, ihre Schimpftiraden hören zu müssen, wenn sie entdeckt, dass die Bankkarten schon gesperrt worden sind.

So satt, vor Pfandleihen zu warten, während sie den Inhaber zu überzeugen versucht, dass die goldene Rolex, die sie verkaufen will, nicht gestohlen ist.

So satt, für zwei Wochen in einem Luxushotel zu wohnen und genau zu wissen, dass uns bald das Geld ausgehen wird und wir weiterziehen müssen.

So satt, ihr wieder einmal dabei zuzusehen, wie sie sich mit neuer Haarfarbe und Frisur vor dem Spiegel dreht, wie sie geschickt Make-up aufträgt und sich in eine Fremde verwandelt. Wie sie ein neues verführerisches Outfit anzieht, um in einem Club oder bei einer Filmpremiere ihr nächstes Opfer ins Visier zu nehmen.

So satt, zu hören, wie sie am nächsten Morgen mit glitzernden Augen sagt: >Dieser Mann ist der Jackpot. Das wird das letzte Mal

sein, ich verspreche es dir. Danach werden wir ein ganz normales Leben führen.<

So satt, in einem heruntergekommenen Motel zu leben, wenn wir pleite sind, mir einen schlecht bezahlten Aushilfsjob zu suchen und meine Fühler auszustrecken. Wir sind nirgendwo lange genug geblieben, dass ich mir einen soliden Kundenstamm aufbauen konnte. Trotzdem habe ich in jeder Stadt wieder von vorn angefangen. Weil ich gehaut habe, dass mein Geld uns eines Tages den Arsch retten würde.

So satt, satt, satt.

---

An einer Tankstelle mit Nachtschalter fummelt sie eine Zigarette aus einer zerknitterten Packung, während wir dem Gluckern des Benzins lauschen, das durch den Schlauch in den Tank läuft.

»Seit wann rauchst du wieder?«, frage ich.

»Das ist meine Notfallzigarette. Ich habe sie mir für eine Gelegenheit wie diese aufgehoben.« Sie nimmt einen tiefen Zug und murmelt: »Hätte nicht gedacht, dass ich sie je brauchen werde.«

»Fliehen wir vor einem deiner Jobs?«

Wir nennen das Kind nie beim Namen, reden immer nur von *Jobs*.

»Nein, damit habe ich aufgehört. Endgültig.«

Ich glaube ihr. Seit wir in das hübsche Apartment gezogen sind, hat sie nicht ein einziges Mal nach einem neuen Zielobjekt Ausschau gehalten, hat keine Vorbereitungen für einen *Job* getroffen. Als sie mir dann noch erzählt hat, dass sie ihren Bruder wiedergefunden hat – oder er sie –, da hatte ich wirklich ein gutes Gefühl.

Mit den Fingern kämme ich durch mein hüftlanges Haar und löse ein paar Knoten, bevor ich einen Haargummi aus der Hosentasche fische.

»Du solltest sie abschneiden«, sagt meine Mutter. »Ist praktischer.«

»Unauffälliger, meinst du.« Ich binde meine Mähne zu einem

dicken Zopf zusammen. Einer der Männer, mit denen meine Mutter zu tun hatte, hat mich wegen meiner Haarfarbe mal als Herbstmädchen bezeichnet. Gleich darauf hat er versucht, seine Hand unter mein Shirt zu schieben. »Warum können wir nicht zu Onkel Luther fahren?«

Entnervt pustet sie den Rauch aus. »Mein Bruder weiß nicht, dass es dich gibt. Dabei würde ich es gern belassen.«

»Du hast ihm nichts von mir erzählt?«, frage ich entgeistert. »Schämst du dich für mich?«

»Federica, ich habe jetzt echt keine Lust, darüber zu reden. Wir stecken in großen Schwierigkeiten.« Als ich sie böse anstarre, seufzt sie theatralisch. »Hör zu, ich habe seit über zwanzig Jahre keinen Kontakt zu meinem Bruder gehabt. Wir sind damals nicht im Guten auseinandergegangen, und ich habe nicht erwartet, ihn je wiederzusehen. Er wird Fragen über deinen Vater stellen, verstehst du?«

*Nein, ich verstehe es nicht.* »Wer hat dich verletzt?«

Sie schaut mich an. »Zwei fremde Männer. Nachdem ich von Luther weggefahren bin, habe ich an einem 24-Stunden-Supermarkt angehalten, um Brot und Müsli fürs Frühstück zu besorgen. Deine Lieblingssorte, mit den getrockneten Himbeeren. Auf dem Parkplatz haben sie versucht, mir die Handtasche zu entreißen. Es ging alles sehr schnell.« Sie schnippt die Zigarette fort. »Ich konnte gerade noch ins Auto springen und abhauen.«

Meine Mutter ist eine gute Lügnerin, aber ich erkenne die winzigen Signale, die den meisten Leuten entgehen: ihre Finger, die durch ihr Haar streichen, ihr starrer Blick ohne ein Blinzeln ...

Hastig trete ich die glühende Kippe aus, bevor am Ende noch die Tankstelle in die Luft fliegt. »Also warst du heute doch bei meinem Onkel.«

»Ich wusste, dass du mich damit nerven würdest, also habe ich es dir nicht gesagt. Mein Bruder ist sehr wohlhabend und ... sehr entschieden. Er hat keine sonderlich hohe Meinung von mir, um es vorsichtig auszudrücken.«

»Aber er würde dir doch trotzdem helfen«, sage ich verzagt. Sie

hat mir erzählt, dass er ein riesiges Anwesen besitzt, fast schon ein kleines Schloss. »Immerhin bist du seine Schwester. Er sollte sich freuen, dass du Kontakt zu ihm aufgenommen hast.«

»Es war eher umgekehrt. Und nein, er wird uns auf keinen Fall helfen. Er würde nur sagen: ›Das hast du nun davon.«‹ Ihr Tonfall klingt endgültig. Sie zieht den Zapfhahn heraus, schließt den Tankdeckel und eilt zum Nachtschalter.

Ich durchsuche die Sachen auf dem Rücksitz, schaue in den Kofferraum, in dem das Reserverad und der Erste-Hilfe-Kasten liegen. Keine Supermarkt-Einkäufe.

Die Narbe zwischen Ring- und Zeigefinger juckt immer heftiger. Als ich geboren wurde, waren diese beiden Finger zusammengewachsen und sie mussten in einer kleinen Operation getrennt werden. Die weiße Linie ist kaum noch zu erkennen.

Ich sehe, wie meine Mutter mit dem Nachtkassierer der Tankstelle diskutiert und kurz darauf zum Bankautomaten nebenan hastet. Gleich darauf tönt ein »Verdammte Scheiße!« durch die Nacht. Sie kehrt zu mir zurück, die Lippen so fest zusammengepresst, dass sie einen schmalen weißen Strich bilden.

»Mein ganzes Geld ist weg«, stößt sie hervor.

»Wie weg?«

»Weg!«, schreit sie. »Mein Konto ist komplett leer. Ich kann nicht einmal das Benzin bezahlen!« Sie schaut zum Kassenschalter hinüber. »Der Tankwart wird die Polizei rufen.«

»Oh, fuck«, murmle ich, denn ich weiß genau, was dann geschehen wird. »Aber wie kann das ganze Geld einfach verschw...?«

»Wir sollten uns jetzt lieber überlegen, wie *wir* von hier verschwinden können.« Sie deutet mit dem Kopf zu den Überwachungskameras, auf denen unser Nummernschild sicher deutlich zu sehen ist.

»Hast du noch Bargeld?«, frage ich.

»Achtzig, neunzig, höchstens. Damit kommen wir nicht weit.« Nervös wischt sie sich über die Lippen, bis ich fürchte, dass sie sie wund reibt. »Verdammt, ich muss wohl ...«

»Ich habe Geld«, sage ich hastig.

»Die paar Kröten von deinen Aushilfsjobs nützen uns gar nichts.« Der abfällige Tonfall ist mir vertraut. Sie hat nie viel vom Kellnern oder Putzen gehalten. »Behalt deine Klimpergroschen. Ich werde uns Geld besorgen.«

Mit grimmiger Miene beuge ich mich ins Wageninnere und krame in meinem Rucksack, bis ich das Blechkästchen finde. Ich zerze das Gummiband ab, öffne den Deckel und zeige ihr den Inhalt. »Sieht das für dich aus wie Kleingeld?«

Sie starrt auf die Scheine, die über den Rand quellen. Jede Menge Fünfiger, Hunderter und Zweihunderter, fest zusammengepresst und gefaltet, damit sie in das Kästchen passen.

»Du meine Güte«, murmelt sie. »Offenbar habe ich unterschätzt, welche Trinkgelder heutzutage gezahlt werden.« Sie schaut mich forschend an, als wäre ich eine Fremde. Langsam sagt sie: »Du hast nur gekellnert, richtig? Nichts anderes?«

»Es ist genug, um eine Weile über die Runden zu kommen«, murmle ich. »Genug, dass du nicht wieder nach einem Mann Ausschau halten musst.« Bevor ich es mir anders überlegen kann, drücke ich ihr das Kästchen an die Brust.

Sie nimmt ein paar Scheine heraus, bevor sie mir die Schatulle zurückgibt.

Beklommen steige ich wieder ein und beobachte, wie sie mit dem Geld die Tankrechnung bezahlt. Als sie zurückkommt, sieht sie mich auf diese unangenehme Art an, die mir das Gefühl gibt, sie enttäuscht zu haben.

»Du hast also Geheimnisse vor mir«, murmelt sie und schwingt sich hinter das Steuer.

»Du doch auch.«

»Aber ich habe geglaubt, dass du die Anständige von uns beiden bist. Das komplette Gegenteil von mir.« Mit einem freudlosen Lachen startet sie den Motor. »So kann man sich täuschen.«

Ich umklammere das Blechkästchen mit beiden Händen und bilde mir ein, dass es mir die Finger verbrennt. Am liebsten möchte